Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 79 (1970)
Heft: 7

Artikel: Unterwegs mit dem Wildhüter
Autor: E.T.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974989

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Unterwegs mit dem Wildhüter

Es ist eben erst hell geworden, als wir uns auf den Weg machen. Wir: ein Simmentaler Wildhüter, der mich, ein Stadtfräulein, mit Genehmigung des kantonalen Jagdinspektors auf einen Dienstgang mitnimmt, damit ich aus erster Hand etwas über die Arbeit eines Wildhüters erfahren könne. Mit einem kleinen Personenwagen geht es die Jaunpassstrasse hinauf und auf einem Nebensträsschen ein Stück weit gegen eine Alp zu. Am Waldrand wird das Fahrzeug abgestellt. Die Sonne steht schon über dem Horizont, ist aber noch von Wolken verdeckt, die in Ballen, Schichten und Schleiern fast den ganzen Himmel überziehen und das Blau mit weissen, grauen und rosa Tönen marmorieren. Im Osten ist eine weite Oeffnung von zartestem Blaugrün, darin einige Wolkenflocken golden flimmern. Noch surrt kein Auto über das breite schwarze Band der Passstrasse, kein Mensch ist zu sehen. Masten rechts und links verraten, dass hier ein vielbesuchtes Skigebiet ist. «Die Skifahrerei ist eine Sorge für den Wildhüter», meint mein Begleiter. «Ueberallhin werden Lifte und Bahnen gebaut. Schon die Bauarbeiten und dann der Betrieb beunruhigen die Tiere. Da kommen die Skilehrer mit ihren Klassen und wollen das Tiefschneefahren üben; damit können aber die Gemsen aus ihren Winterstandplätzen verscheucht werden, und sie müssen dann an weniger günstigen Orten überwintern.» Ich habe mit Erstaunen zugehört und muss mir wieder einmal sagen, dass alles zwei Seiten hat. Wie oft schon habe ich über das sture Pistenfahren geschimpft und mir, wenn ich mich der Skischule anschloss, gewünscht, man möchte doch einmal nebenaus gehen, durch ein unberührtes, möglichst abgelegenes Tälchen fahren! Es heisst also auch in diesem Falle, alle Umstände zu berücksichtigen.

Wir sind etwa eine halbe Stunde lang marschiert, wobei der Wildhüter immer wieder nach den Flühen linker Hand hinüberschaut. Dort seien meistens Gemsen zu sehen, erklärt er, aber die Jahreszeit sei sehr ungünstig (es war im Juli); denn im Sommer suchten die Tiere gerne schattige Klüfte auf. Plötzlich bleibt er wieder stehen und hebt das Fernglas an die Augen. «Ja, dort ist eine», sagt er, zeigt nach den abfallenden Graten vor uns, den Ausläufern des Felskammes, und reicht mir das Glas. Ich sehe den Felsvorsprung mit dem einzelnen Tännchen, ich sehe die «Steinrisete» (Geröllhalde) und sehe auch den grünen Flecken darin, über dem sich das Tier befinden soll, aber ich sehe nichts Lebendiges. Der Wildhüter, der die Gemse von blossem Auge verfolgen kann und auch ein Junges bemerkt, erklärt mir den Standort nochmals, diesmal von rechts her — ich sehe nichts. Er schaut selber wieder durch den «Spiegel», um sich zu vergewissern, dass er sich nicht täuscht und das Wild noch sichtbar ist und erklärt geduldig von neuem — ich sehe die Gemse nicht! Beschämt und mutlos lasse ich den Feldstecher sinken, aber mein Führer gibt nicht auf, und ich probiere es nochmals, nachdem ich die Optik besser auf meine kurzsichtigen Augen eingestellt habe. Jetzt bewegt sich die Gemse in der Sonne, und ich erkenne sie und das Kitz, das neben ihr herläuft. Die Tiere sind kleiner als ich durch das Fernglas zu sehen erwartet hatte. Das Fell der Geiss erscheint in der Sonne von warmem Braun, während das Junge von unscheinbarer Farbe ist. Die beiden gehen langsam über das Geröll. Der Wildhüter hat unterdessen noch eine zweite Gemse entdeckt, hoch aufgerichtet auf einem Felszahn stehend, etwas näher bei uns. Diese finde ich nun schnell. Ich freue mich riesig an diesen «meinen» ersten Gemsen, die ich in freier Natur gesehen. Wie anders ist das, als wenn man auf dem Spaziergang durch einen Tierpark die um Futter bettelnden Tiere betrachtet. Damit sei nichts gegen gute Tiergärten gesagt, sie leisten wertvolle Dienste; aber sie wollen und bieten anderes, als man auf freier Wildbahn erlebt.

Wir steigen nun noch vollends auf den Hügelkamm und setzen uns in die Stauden. Vor uns senkt sich das Gelände zur Alp, die nordwärts von der Kalkfelsmauer abgeschlossen wird. Auf einer der Rippen, in denen sie zur waldigen Talschlucht abfällt, haben wir vorhin die einzelne Gemse gesehen. Gegen Süden, zu unserer Linken, ist ebenfalls ein Felsmassiv, dazwischen wellt sich Alpland, auf dem noch zwei Schneeflecken liegen. In der Mulde steht eine grosse Sennhütte, darum herum weidet das Vieh. Seinen Stock als «Stativ» eingestützt, sucht der Wildhüter das Gelände nach Gemsen ab, die hier oft zu beobachten seien, aber es zeigt sich keine. Also warten wir. Unerfahrene meinen oft, sie müssten um so eher Wild zu sehen bekommen, je weiter sie herummarschieren. Das ist falsch; Tierbeobachtungen werden nicht «erlaufen», vielmehr «erhocket», wird mir erklärt. Natürlich muss man auch wissen, wo was zu erwarten ist. Wir unterhalten uns unterdessen über dieses und jenes. «Wird eigentlich viel gewildert?» möchte ich wissen.

«Es hat gegenüber früher gebessert. Der Wildhüter kann zwar nicht überall sein, aber die Tatsache, dass jemand da ist, der aufpasst, macht schon viel aus. Es ist nicht leicht, einen Wilderer zu erwischen. Manchmal hat man einen Verdacht oder hat sogar den Frevel von weitem beobachtet, aber keine Möglichkeit, rechtzeitig an den Täter heranzukommen und muss vielleicht monate- oder jahrelang warten, bis man den Schuldigen überführen kann. Deshalb habe ich mich motorisiert; denn ohne Auto oder wenigstens ein Motorrad ist es aussichtslos, Aufsicht ausüben zu wollen. Manchmal hört man etwas im Gespräch mit Dorfleuten

oder Sennen, oder ein Kollege macht auf einen Verdächtigen aufmerksam. Nicht selten tarnen sich die Frevler als Pilz- oder Beerensammler. Man muss immer Augen und Ohren offenhalten; auch ein gewisses Misstrauen gehört zu unserem Beruf. Ein Jagdaufseher, der sich scheut, nötigenfalls auch jemanden unter die Lupe zu nehmen, der als ehrlich gilt oder Ansehen hat, versieht seinen Dienst schlecht. Man muss in Kauf nehmen, sich unbeliebt zu machen. Angenehm ist es nicht, einem Verdacht nachzuspüren — besonders, wenn man sich doch geirrt hat. Die Bussen sind übrigens viel zu niedrig, es sind immer noch die gleichen wie 1925! Leider wurde die Gelegenheit der Revision des Jagdgesetzes vor einigen Jahren verpasst, um die Bussen dem heutigen Geldwert anzupassen. Dabei holte sich in der Krisenzeit, vor dem Kriege, mancher sein Stück Wildbret aus Not, und eine Busse von fünfzig oder hundert Franken war eine harte Strafe. Heute muss aber keiner aus Not wildern, und die verhängten Geldstrafen machen einem leidenschaftlichen Jäger keinen grossen Eindruck.

«Wie geht es weiter, wenn Sie einen Wilddieb gestellt haben?»

«Als erstes wird ihm die Waffe abgenommen, das Diebsgut sichergestellt, die Personalien werden aufgeschrieben, dann erfolgt Rapport an das Bezirksgericht, das die Busse ausfällt; wenn der Beklagte Einspruch erhebt, folgt eine Verhandlung. Die Höhe der Busse richtet sich nach der Art des Delikts und der Begleitumstände. Zum Beispiel wird die Verwendung einer zusammenlegbaren oder sonstwie für heimlichen Gebrauch abgeänderten Schusswaffe, das Fallenstellen und Giftstreuen besonders streng geahndet. Die beiden letzten Methoden sind für die Tiere besonders schmerzhaft; auch die kleinkalibrigen Geschosse, die von den Wilderern gerne verwendet werden, haben oft einen langsamen, qualvollen Tod des angeschossenen Tieres zur Folge. Das erlegte Stück wird verwertet und der Erlös von der Busse in Abzug gebracht, — man gibt sich natürlich nicht besonders Mühe, einen hohen Preis zu erzielen! Wenn ein geschütztes Tier gejagt wurde, kommt zur Busse noch ein sogenannter «Wärtersatz», für einen Adler oder Uhu sind es fünfhundert Franken. Allein das Betreten eines Bannbezirkes mit Schusswaffe kostet den Unvorsichtigen mindestens dreihundert Franken.»

Mich interessiert, was und wieviel von den Jägern ordentlicherweise geschossen werden darf und wie die Jagd kontrolliert wird. Auf diese Fragen erhalte ich folgende Auskunft:

Die Abschusszahlen werden jedes Jahr je nach Wildbestand festgesetzt. Für 1970 gelten für das Berner Oberland, einen der drei Jagdkreise im Kanton, folgende Zahlen für die häufigsten jagdbaren Tiere: drei Gemsen (davon höchstens zwei Böcke), zwei Murmeltiere (sie werden des Fettes wegen, das für allerlei Gebresten gut sein soll, erbeutet und teilweise auch gegessen), zwei Rehe (davon eines ohne Gehörn, das heisst eine Geiss oder ein junger Bock), zwei Hasen, ein Birkhahn; Fuchs, Dachs, Marder und anderes Haarraubwild unbeschränkt. Die Jagdzeit erstreckt sich von anfangs September bis Mitte Februar, ist aber abgestuft für die einzelnen Arten und dauert zum Beispiel für die Gemse nur drei Wochen. Einzig der Fuchs hat gegenwärtig praktisch fast keine Schonzeit, weil man den Bestand wegen der Tollwutgefahr möglichst niedrig halten will.

Der Jäger, der beim Regierungsstatthalteramt sein «Patent gelöst», das heisst die Jagdbewilligung erworben hat, erhält vor Jagdbeginn soviele Kennmarken zugestellt, als er Wild zu erlegen berechtigt ist (für jede Wildart eine andere Farbe). Wenn er etwas geschossen hat, muss er sofort nach Besitzergreifung am Tier die Ohrmarke anbringen. Trifft der Wildhüter einen Jäger mit einer Beute ohne Ohrmarke an, wird das Wild beschlagnahmt und der Jäger gebüsst. Jedes erlegte Stück muss innert festgesetzter Frist bei einer Kontrollstelle (Polizeiposten, Wildhüter, freiwillige Jagdaufseher, staatliches Forstpersonal) gemeldet werden. Für Rehe und Gemsen wird ein Kontrollschein ausgefüllt, der nebst den Personalien Tag, Ort und Stunde des Abschusses sowie das Gewicht des Tieres enthält. Diese Angaben sind wichtige Unterlagen für das Jagdinspektorat.

Seit mehreren Jahren ist in mehr als der Hälfte unserer Kantone die Jägerprüfung eingeführt, die bezweckt, nur jene zur Jagdausübung zuzulassen, die über das nötige weidmännische Können und Wissen verfügen; sie müssen sich darüber hinaus über einen guten Leumund ausweisen. Aus den Patentgebühren verwendet der Kanton Bern namhafte Beträge für den Wild- und Vogelschutz.

Ich merke, die Jägerei ist eine wichtige und ernstgenommene Sache. Die Jagdaufsicht ist aber nur ein Abschnitt im Pflichtenheft des Wildhüters. Wie der Name sagt, geht es auch um die Hut des Wildes, das heisst um das Hegen des gesunden, ausgeglichenen Bestandes. Dazu gehört das Abschiessen kranken oder sonstwie unerwünschten Wildes, eventuell das Einfangen und Aussetzen von Tieren, das Füttern in strengen Wintern, das Abschätzen von Wildschäden und ihre Verhütung. Eine weitere Aufgabe ist der Pflanzenschutz. Die bernischen Wildhüter sind sodann verpflichtet, viermal im Jahr in der Schule einen Vortrag zu halten, vornehmlich über Wild- und Vogelkunde, Verhütung von Wildschäden, Pflanzenkunde und Gewässerschutz.

«Unsere Kinder wissen wenig in Heimatkunde», beklagt sich mein Begleiter, «sie kennen gerade die Berge, die sie täglich vor Augen haben, aber was dahinter liegt, wissen sie nicht; dafür sollen sie die Flüsse Afrikas und, was weiss ich, alles hersagen können. Wie sollen sie ihre Heimat lieben, wenn sie sie nicht recht kennen? Und wie soll man Naturschutz treiben, wenn den Erwachsenen die Natur gleichgültig ist? Die Unterländer haben fast mehr Verständnis als unsere Leute.»
«Die Bergbewohner sind wahrscheinlich bisher zu sehr von ihren unmittelbaren Sorgen bedrängt gewesen, und sie haben den Ueberblick nicht», werfe ich ein.
«Das ist es, die Städter können vergleichen, sie kommen herum und sehen die Folgen einer gedankenlosen Ausnützung und Verschandelung der Natur und hören von den schlechten Erfahrungen, die sich andernorts einstellten. Bei uns heisst es immer noch, ‚das macht doch nichts, ... auf ein paar Chalets mehr oder weniger kommt es nicht an, ... das mit dem Lärm wird nicht so schlimm sein' und was deren Sprüche mehr sind. Immer wieder ist es das Geld, das alle anderen Ueberlegungen verdrängt. Die Einnahmen aus einem Projekt werden optimistisch berechnet, aber was für Aufwendungen für die Ausführung und nachher entstehen — zum Beispiel Kanalisation, Beleuchtung, Wegunterhalt —, das wird manchmal zu wenig gründlich bedacht. Die Einnahmen kommen zudem oft nur wenigen zugute, während alle die Lasten tragen müssen. Später, wenn alles überbaut ist, das Wild vertrieben und die Flora verarmt, dann verliert die Gegend ihren Reiz. Die Schweizerische Verkehrszentrale führte vor einiger Zeit eine Umfrage bei Ausländern durch, was sie in der Schweiz als Ferienland als anlockend betrachten. Es stellte sich heraus, dass es nicht in erster Linie die pünktlichen Eisenbahnen und sauberen Gaststätten sind, auch nicht die vielerlei Bequemlichkeiten zur Sportausübung, sondern die Ursprünglichkeit der Landschaft. Aber die meisten Leute denken nur an den augenblicklichen Vorteil. Mich dünkt manchmal, je reicher einer ist, um so unzufriedener ist er.»
Wir sitzen wieder eine Weile schweigend. Eine Haubenmeise pfeift auf der Tanne neben uns. Ich kenne das Vögelchen — blassgelb und blaugrau, mit keckem Federhelm — nur aus Bildern; denn es ist in der Stadt kaum anzutreffen. Da zeigt der Wildhüter nach der Grashalde: «Dort ist eine Gemse, beim unteren Schneefleck.» Mit geübtem Blick hat er das Wild erspäht, obschon er gar nicht besonders aufmerksam zu suchen schien. Auch ich erkenne den braunen Fleck gut von blossem Auge. So hat sich also das kurze Warten gelohnt. Wenn ich ohne Führer gewesen wäre, hätte ich das Tier vielleicht für eine Ziege gehalten und gar nicht weiter beachtet. Ich bin fast enttäuscht, dass das Grattier, Sinnbild der «freien Alpenwelt» schon in der Weideregion anzutreffen ist. Gleich erscheint noch eine zweite Gemse, die sich in leichten Sprüngen nähert, um in der Nähe der anderen zu äsen. Ob sie uns denn nicht gesehen haben?

«Oh doch», antwortet der Wildhüter auf meine Frage, «gesehen und gehört. Aber sie sind jetzt an den gleichmässigen Lärm der Kuhglocken und den Anblick des Sennen, der sich stets im gleichen, verhältnismässig kleinen Raum aufhält, gewöhnt. Die von uns verursachten Geräusche gehören für sie einfach zum gewohnten ‚ungefährlichen' Lärm. Natürlich geben sie dennoch acht und lassen Lärm und Leute nicht allzu nahe an sich herankommen. Schlimm sind die Flugzeuge. Es braucht keinen Ueberschallknall, auch ein tieffliegendes gewöhnliches Flugzeug verursacht in den Bergen einen plötzlich auftretenden, donnernden Lärm, so dass die Tiere in Panik flüchten und dabei verunfallen können.»

Das Gespräch wendet sich von den Flugzeugen der Wildfütterung aus der Luft zu, die in den letzten Jahren aufgekommen ist. Mein Gewährsmann hält nicht besonders viel davon. Auch ihm liegt am Wohl seiner Gemsen, aber er bezweifelt, ob die Kosten für die Flüge und das Heu in einem vernünftigen Verhältnis zum Nutzen stehen und das Geld nicht auf andere Weise besser für den Wildschutz angewendet werden könnte. Eine Gemsfütterung im Winter ist nämlich nicht einfach. Ein Flächenflugzeug muss seine Last aus ziemlicher Höhe abwerfen, genaues Zielen ist nicht möglich; ein Helikopter kann tief fliegen und einen Heuballen gezielt absetzen, aber in beiden Fällen ist es nicht sicher, dass die Gemsen das Futter finden und annehmen. Auch wenn man vorher in einem Erkundungsflug den Standort des Rudels festgestellt hat, ist es nicht gesagt, dass man es beim Transportflug noch an der gleichen Stelle antrifft. Auch können die Tiere durch den Lärm so erschreckt werden, dass sie sich nicht heranwagen. Der abgeworfene Ballen versinkt unter Umständen tief im Schnee, er wird bald vom Neuschnee oder Wind zugedeckt, so dass die Gemsen ihn nicht finden. Ueberdies verschmähen sie das Futter, sobald es angefault ist.
Ich habe wohl zuweilen in der Zeitung von Wildfütterungen aus der Luft gelesen, aber wie das praktisch vor sich geht, habe ich mich nie gefragt. Es kommt wohl sehr auf die Umstände im einzelnen Fall an, ob ein solches Unternehmen wirkliche Hilfe bedeutet oder eine Verschleuderung aus unzulänglichem Gutmeinen darstellt.

Nachdem wir die Gemsen eine Weile beobachtet haben, brechen wir auf und nehmen den Weg zur Sennhütte. Jetzt wird es den Tieren doch ungemütlich. Sie retten sich schnell ins felsige Gelände. Bei der Hütte werden Gruss und einige Worte mit dem Senn gewechselt. Er berichtet, dass es heuer mit den Murmeltieren schlecht bestellt sei, der lange Winter habe ihnen arg zugesetzt. Wir folgen nun dem Pfad weiter über die sumpfige Weide dem Felsgrat entgegen, der den Blick gegen Norden begrenzt. Ziemlich tief unten zu unserer Rechten sichten wir nochmals einige Gemsen in einer Waldlichtung. Doch jetzt biegt der Pfad um eine Felsnase herum, ein Prügelsteg hilft über die erste Stufe hinauf, dann geht es auf steinigem Weg zwischen Grasflecken und Felsblöcken weiter. Unverhofft steht eine Gemse in kurzer Entfernung vor uns, äugt einen Moment erschreckt herüber, — und schon ist sie mit ein paar Sprüngen verschwunden. Nach kurzer Zeit können wir auf die Freiburger Seite des Jaunpasses hinunterschauen: auch hier prächtige Alpweiden, gegenüber das Tal von Abländschen mit den markanten Gastlosen, weiter zurück die Kuppen und Zacken der Freiburger Alpen. Der Himmel hat sich stärker bedeckt, und leichte Tropfen fallen, ein kalter Wind lässt mich die Aermel der Windjacke herunterstreifen. Wir marschieren nun der Rückwand unseres Felsgrates entlang. Hier sollten sich nach des Wildhüters Erfahrung ebenfalls Gemsen aufhalten; aber jetzt ist auch mit dem Feldstecher keine zu entdecken. «Merkwürdig», murmelte der Mann, «hier sind sie doch sonst immer!» Als Ersatz für die ausbleibenden Gemsen taucht jedoch plötzlich ein Raubvogel auf, der vom Wildhüter sogleich als Steinadler erkannt wird. Es ist ein majestätischer Anblick, wie er, auf seinen breiten Schwingen segelnd, weite Kreise zieht und dann mit ein paar ruhigen Flügelschlägen abstreicht! Lange verfolge ich ihn im Fernglas und sehe noch, wie er auf einer Strecke Fluges von einem Turmfalken umgaukelt wird, der aus der Wand hervorgeschossen kam. Ich habe Glück gehabt, denn Adler gibt es in dieser Gegend nur wenige.

Auch diese Beobachtung, wie schon die der Gemsen vorher, wird vom Wildhüter notiert, denn er muss jeden Monat einen Rapport einsenden mit Zeit- und Ortangaben über die ausgeführten Touren und die beobachteten Tiere. Das Rapportformular enthält einige Dutzend Namen von Vögeln und Vierbeinern, die natürlich nicht alle im ganzen Gebiet vorkommen und nicht alle geschützt sind. Durch die regelmässigen Aufzeichnungen lässt sich im Laufe der Zeit die Ab- oder Zunahme der Bestände feststellen. Es muss auch dafür gesorgt werden, dass nicht eine Tierart, zum Beispiel Rehe oder Krähen, überhand nimmt und an den Kulturen Schaden anrichtet. Auch die wegen Blumenpflückens im Schutzgebiet angehaltenen Personen sind auf dem Rapport anzuführen.

Auf der Nordseite des Kammes blühen noch die Frühlingsbergblumen. Ich weiss, dass viele geschützt sind, könnte sie aber nicht alle aufzählen; mein Führer nennt mir eine ganze Reihe. Sie dürfen nicht massenhaft gepflückt und auf keinen Fall ausgegraben werden. Was heisst aber «massenhaft»? Das ist ein sehr dehnbarer Begriff, der dem Wildhüter keine gute Handhabe zur Durchsetzung des Pflanzenschutzes bietet. Es kommt auch aufs gleiche heraus, ob ein paar wenige Frevler die Blumen bündelweise heimtragen oder ob hundert anständige Naturfreunde einige wenige Exemplare pflücken. Ein absolutes Pflückverbot wäre wohl gerechter und wirksamer. Was will man schon mit drei, vier Flühblümchen und Anemonen anfangen? Lassen wir sie stehen, wo sie gewachsen sind und wo sie hingehören! Wenn wir uns Zeit nehmen, sie richtig zu betrachten, werden wir sie in der Erinnerung noch lange vor uns sehen, nicht welkend, sondern in ihren leuchtenden Farben, im Winde schwankend und zitternd, taubenetzt, von Insekten umsummt, mit tausend Geschwistern die Matten schmückend, vor dem Blau des Himmels, dem Grau des Gerölls, vom Felssims heruntergrüssend, aus der Spalte sich zwängend — das ganze Erlebnis wird gegenwärtig sein.

Nur zu bald ist der Rundgang beendet. Auf der Anhöhe, die zum Plateau auf der Passhöhe abfällt, wo wir am frühen Morgen die Wanderung begonnen haben, machen wir nochmals Rast und verzehren unseren Proviant. Der Wildhüter überlässt mir sein Luftkissen, das er jeweils mit sich nimmt (nicht für die Bequemlichkeit, vielmehr als Schutz gegen Rheumatismus, denn er muss ja seine Dienstgänge bei jedem Wetter ausführen, und die Schmerzen, die er seit etlichen Jahren im Knie spürt, sind eine deutliche Warnung; sie waren auch ein weiterer Grund für die Anschaffung eines Autos).

Mein Führer ist schon seit zweiundzwanzig Jahren Wildhüter; sein Vater übte den gleichen Beruf aus, auch sein Grossvater. Als er anfing, musste er an einem dreiwöchigen Kurs bei den Polizeirekruten in Bern teilnehmen. Diese Ausbildungsmethode wurde jedoch bald danach aufgegeben. Jetzt lernen die Anwärter den Beruf in einer einjährigen «Lehre», wobei sie tageweise zu einem erfahrenen Wildhüter kommen, um sich in die praktische Arbeit während des Jahresablaufes einführen zu lassen. Vor der endgültigen Anstellung haben sie ein Examen zu bestehen. Sie müssen sich über Kenntnisse im Jagdrecht, Waffen-, Wild- und Vogelkunde und anderem

mehr ausweisen. Alle tragen ein Dienstkleid, bestehend aus Hose, Hemd und Jacke (mit Berner-Wappen-Abzeichen) von olivgrüner Farbe und einem Jägerhut. Diese «Uniformierung» weist sie als Amtspersonen aus und verschafft ihnen zum vornherein einen gewissen Respekt. Auf meine Frage, ob die Tätigkeit der Wildhüter vollamtlich sei, antwortet mein Gewährsmann: «Ja und nein. Ich habe zum Beispiel zweihundertfünfzig Tage im Jahr Dienst zu leisten; es gibt Wildhüter, die für weniger, andere, die für mehr Diensttage angestellt sind. Doch, so oder so, wenn ich an einem Sonntag oder irgendeinmal privat unterwegs bin und etwas sehe, was mich als Wildhüter angeht, kann ich nicht die Augen schliessen und denken, ich sei jetzt nicht im Dienst!»

Vierzig Wildhüter im Kanton Bern, Hunderte in der ganzen Schweiz versehen aus Liebe zur Natur und zur Heimat bescheiden, selbstverständlich und freudig ihren körperlich und charakterlich anspruchsvollen Dienst — wir sind ihnen dafür dankbar. E. T.

Mensch im Eisen

Mein Tagwerk ist: im engen Kesselrohr
bei kleinem Glühlicht kniend krumm zu sitzen,
an Nieten hämmernd, in der Hitze schwitzen,
verrusst sind Aug und Haar und Ohr.

Nur noch ein kleiner Menschenkraftmotor
bin ich, dess Hebel, meine Arme, flitzen,
ich will die Adern mit dem Messer ritzen:
Dampf stösst, statt roten Blutes Strahl, hervor.

O Mensch, wo bist du? Wie ein Käfertier
im Bernstein eingeschlossen, hockst du rings im Eisen.
Eisen umpanzert dich mit schliessendem Gewirr!

Im Auge rast die Seele, arm und irr.
Heimweh heult wahnsinnswild, Heimweh weint süsse Weisen
nach Erde, Mensch und Licht!
Schrei lauter, Mensch im Eisen!

Heinrich Lersch